

# Lehramt an der Kantonsschule

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte**

Band (Jahr): **4 (1993)**

PDF erstellt am: **18.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Müller, ergötzte mich am Rheinfalle und ging von da nach Zürich, wo ich wieder einige Tage vergnügt bei Freund Orelli zubrachte.

Diese ganze Reise hatte ich von Wörlitz weg beinah immer zu Fuß gemacht – über zwei Hundert Stunden – und mich dadurch nicht allein leiblich gestärkt, sondern auch geistig durch viele sehr angenehme Erinnerungen; bereichert und gehoben eilte ich jetzt vergnügt und voll guter Hoffnung der Heimath zu, wo ich meinen Eltern und Freunden sehr willkommen erschien.

## XI. Lehramt an der Kantonsschule

### *Anstellung an der Kantonsschule*

Eine Anstellung im Vaterlande kann wohl für jeden als die naturgemäße betrachtet werden. Wie für die Pflanze, ist auch für den Menschen der heimathliche Boden der fruchtbarste. Es ist wohl wahr, daß fremde Lehrer zuweilen erfolgreicher wirken als einheimische; wo dieß aber der Fall ist, geschieht es nur in Folge höherer Begabung, denn bei gleichen Kenntnissen, Lehrtalent und Methode wird der einheimische den Vorzug verdienen. Er muß ja das Gute und das Schlimme in dem Bildungsstande seines Volkes besser kennen und in Folge dessen auch den besten Anknüpfungspunct leichter treffen für das Gute, das er verbreiten, wie für das Böse, das er bekämpfen und aus dem Wege räumen soll. Dieß gilt freilich ganz besonders in Bezug auf die Volksbildung; aber auch von der gelehrten möchte ich behaupten, daß es damit mehr oder weniger die gleiche Bewandniß habe. Entfernt sie sich allzusehr von der Volksthümlichkeit, so wird sie in der Regel auch weniger lebendig, weniger fruchtbringend sein. Mit dieser Ueberzeugung, die im Laufe der Jahre nur noch fester in mir geworden, mit den besten Vorsätzen und heiteren Hoffnungen trat ich in die Schule. Einen mir im Allgemeinen mehr zusagenden Wirkungskreis hätte ich mir nicht wünschen können. In den Behörden, Schulrath und Directorium, waren Männer, die ich hochschätzte – von Tscharner, von Albertini u. a. m. In der Schule fand ich noch frühere Lehrer, Herrn Kind, Tester, Richter, zugleich andere mir schon sehr befreundete Männer, z.B. Herbst; in der Stadt überall ehemalige Schulgenossen und Bekannte, was mich nach so langer Abwesenheit auch sehr freute.

## *Stand der Schule*

Die Kantonsschule, im Jahre 1804 gegründet und vom Staate nur mit 2,000 fl. jährlich dotirt, hatte sich allmählig Schritt für Schritt erweitert, immer mehr Popularität gewonnen und sich als eine unseren Bedürfnissen angemessene und daher sehr wohlthätige Anstalt erwiesen. Die provisorische Anstellung der Herren von *Tscharner*, später des Herrn *Kind* und besonders *Tester's* für die Mathematik hatte schon viel dazu beigetragen. Im Jahre 1814 wurde dann auch Herr L. Hold, früher Lehrer in Aarau und Freund von Ever<sup>256</sup>, berufen mit dem Versprechen, ihm nach einem Jahre auch die Rectorstelle zu geben, an welcher er dann auch bis ein Jahr vor seinem Tode geblieben ist. Seine wohlthätigste Wirksamkeit entwickelte er ohnstreitig in den ersten Jahren. Nach Aussage der besseren seiner ersten Schüler, muß er nicht allein die alten Sprachen weit besser gelehrt haben als dieß später der Fall war, sondern sich auch durch gute Zucht, strenge Ordnung und geistige Anregung bedeutende Verdienste erworben haben. Auf seinen Rath hin war gleich *Orelli* berufen worden, der die Liebe der Schüler in so ungewöhnlichem Grade genoß und durch seine Gelehrsamkeit und Herzensgüte so wohlthätig wirkte. Später kam *Weber*<sup>257</sup>, der gelehrt und in der literarischen Welt bekannt, aber für unsere Verhältnisse gar nicht geeignet war, und mehr durch seine satyrischen Witze als durch seine Leistungen in gutem Andenken geblieben ist. Unerträglich war ihm die Correctur der Aufsätze, und da machte er durch ein Gedicht dem gepreßten Herzen Luft, in welchem u.a. ungefähr folgende Strophe vorkam:

O schöne Zeit, wo Kindlein noch und Rüde  
In einer Wiege lag,  
Und keiner Hefte schrieb und keiner corrigirte.

Chur characterisirte er in einem anderen Liede, indem er sagte:

... Und zu fünf unscheinbaren Thoren  
Stürzt eilend hinaus trunkliebendes Bergvolk.

Von *Weber* empfohlen, wurde dann auch *Herbst*<sup>258</sup>, sein Universitätsfreund und später sein Nachfolger als Director am Gymnasium zu Wetzlar, berufen. Ein guter Lehrer und angenehmer Gesellschafter, dessen Weggang wir sehr bedauerten. Er selbst hat vermuthlich auch übel gethan, uns so früh zu verlassen.

### *Director Hold*<sup>259</sup>

Wenn aber Schleiermacher die Erziehung eintheilt in eine laxe und eine tyrannische, so näherte sich die des Herrn Hold zweifelsohne der letzteren. Durch sein tyrannisches Verfahren überwarf er sich schon in den ersten Tagen mit Weber, und mit dem guten Orelli, der sich ihm anfänglich ganz hingeeben hatte, trieb er es in der Folge so weit, daß dieser sich endlich emanzipirte und voll Mißmuth die Schule verließ, die er mit aller Liebe in's Herz geschlossen hatte. Aehnlich war es auch mit den Schülern: entweder mußten sie seine Creaturen werden oder sie zerfielen ganz und gar mit ihm. Manche verließen nur aus diesem Grunde und zu ihrem großen Nachtheile die Schule, ehe sie den Cursus vollendet hatten, und in den letzten Jahren befanden sich unter den Lehrern und Schülern wohl nur sehr wenige, die auch nur höhere moralische Achtung, geschweige denn Zuneigung für ihn empfunden hätten. Nach meiner Ueberzeugung war er es, der durch sein strenges und formelles Verfahren das gute Vernehmen unter den Lehrern und die Pietät bei den Schülern untergrub und aus der Schule verbannte. Er konnte sich nicht überzeugen, daß man auch Schüler durch gemäßigte Freiheit leichter als durch allzustrenge Gesetze und Strafen zur Erfüllung ihrer Pflichten lenken soll und kann und daß die Hauptsorge einer guten Schulbehörde vielmehr darauf gerichtet sein sollte, die Jugend vor Uebertretung der Gesetze möglichst zu bewahren, als sie dabei zu *ertappen*. Ohne mit Herrn Hold in eigentlicher Spannung gestanden zu haben, konnte ich seine Ansichten über Erziehung doch nicht theilen und glaube nicht, daß er sich, bei aller seiner Strenge in ethischer Beziehung, große Verdienste um unsere Schule erworben hat.

### *Logis*

Mein Logis nahm ich bei Bundesweibel Sprecher<sup>260</sup>, wo Orelli gewesen war, und Herbst und einige bessere Kantonsschüler noch jetzt waren. Die Familie war damals im Wohlstande, und sowohl mit dem Tische als auch mit dem Logis und der Aufwartung konnte ich vollkommen zufrieden sein. Zarte Aufmerksamkeit bewiesen mir besonders Frau und Tochter bei einer Lungenentzündung, an welcher ich noch in demselben Herbst einige Tage darnieder lag.

## *Unterricht*

Eine harte Probe hatte ich freilich bei der Uebernahme aller Stunden von Orelli zu bestehen, zumal ich also auch römische Geschichte lehren sollte, die ich zwar gern übernahm, zu der ich aber kaum die erforderlichen Kenntnisse hatte. Mir selbst hat indessen dieser Unterricht sehr genützt, weil ich mich genöthigt sah, Niebuhr<sup>261</sup> und Livius<sup>262</sup> genauer zu studiren. Leichter ging es mit den italienischen Classen, wiewohl ich darin auch noch keine Uebung hatte und diese Sprache auf der Universität ziemlich hatte liegen lassen.

## *Röder*

Eine bedeutende Erweiterung und höheren Aufschwung bekam die Kantonsschule in den nächsten Jahren. Für's Französische, wozu er am wenigsten taugte und das er auch nur kurze Zeit lehrte, wurde Röder<sup>263</sup>, bisher Hofmeister in Mariehalde bei Graf Benzel-Sternau<sup>264</sup>, berufen. Er übernahm aber in der Folge andere Unterrichtsfächer jeder Art, erwarb sich große Verdienste um den geographischen und geschichtlichen Unterricht und eine Kenntnis von unseren Verhältnissen und unserer vaterländischen Geschichte, wie dieß kaum einem anderen Ausländer gelungen ist. Er entwickelte auch in kurzer Zeit eine sehr ausgebreitete literarische Thätigkeit, besonders in Verbindung mit Oberst P. C. von Tschärner<sup>265</sup>, mit dem er das Volksblatt und die Bündner Zeitung eine Zeit lang gemeinsam redigirte und später die Beschreibung von Bünden und manche andere werthvolle Abhandlung herausgab. Er erwarb sich auch das vollste Zutrauen unserer Behörden. Zu bedauern war nur, daß er auch des Brodes wegen schreiben mußte und, wie der böse Leumund behauptete, die wünschbare Unpartheilichkeit und Characterfestigkeit nicht immer hinlänglich bewahrte. So ist ihm sein Nekrolog von Regens Purtscher<sup>266</sup>, einem Redemptoristen, der zwar ein geistreicher Mann war, aber in Bezug auf die Toleranz in Bündten nicht eben wohlthätig wirkte, selbst von seinen Freunden sehr verdeutet worden. Dagegen haben andere seiner historischen Abhandlungen, die im Auftrag der Regierung von ihm gefertigt wurden, große Anerkennung gefunden. Einige derselben sind auch in's Italienische und Romanische übersetzt worden.



*Georg Wilhelm Röder (1795-1872) (Rätisches Museum, Chur).*

## *Turnen*

Nicht lange nachher wurde auch Herr *Völker*<sup>267</sup> von Eisenach, ein politischer Flüchtling, und so wie Röder ein intimer Freund von *Sand*<sup>268</sup>, angestellt, durch ihn das Turnen in der Kantonsschule eingeführt und mit großem Eifer betrieben. Aus dieser Zeit stammt ein Bogen deutscher Lieder, die wir drucken ließen, wodurch die beiden schönen Gedichte von R. Wyß<sup>269</sup>, die ich von Bern mitgebracht hatte: «Rufst du mein Vaterland» und «Herz, mis Herz, warum so traurig?» auch in Bünden einheimisch geworden sind. Auch Wilhelm Snell<sup>270</sup> und Carl Folen kamen jetzt nach Chur und trugen nicht wenig dazu bei, dem Liberalismus Aufschwung zu geben und das gesellige Leben zu verschönern. Wir alle wohnten in dem gleichen Hause bei'm Bundsweibel Sprecher, und so hatten wir über Tische und in den Abendstunden oft sehr angenehme und lehrreiche Unterhaltung.

## *Schullehreranstalt*

Eine andere höchst wichtige Erweiterung der Kantonsschule ergab sich durch die Errichtung eines Schullehrerseminars, das mit derselben verbunden wurde. Der erste Entwurf zu diesem ging vom Director Hold aus und hatte schon die Genehmigung des Directoriums erhalten, als er noch dem Lehrerconvent zur Genehmigung vorgelegt wurde. Diesem Entwurfe zufolge sollten von der Summe, die die Staatscasse dazu hergeben würde, tausend Gulden zur Besoldung eines Lehrers und der Rest zu Stipendien für die Theologie Studirenden verwandt werden, die dann die Verpflichtung auf sich nehmen sollten, eine gewisse Anzahl Jahre auch die Schule in ihrer Gemeinde zu halten. Dagegen erhoben nun einige Lehrer laute Einsprache. Nicht alle Pfarrer, meinten sie, seien auch gute Schullehrer, in größeren Gemeinden würde es ihnen auch bei dem besten Willen nicht möglich sein, die Schule ohne häufige Unterbrechungen zu halten, und diejenigen, welche sich für die Schule interessirten, Einsicht und Talent dafür hätten, würden sich derselben, auch ohne eigens dazu verpflichtet zu sein, gewiß nach Kräften annehmen. Es sei daher rathsamer, diese Stipendien eigentlichen Schullehrerzöglingen zuzuertheilen; von ihnen angelockt, würden dann gerade Söhne wohlhabender Landleute sich diesem Berufe widmen, demselben obliegen, sich für ihn und in ihrer Ausbildung überhaupt immer mehr vervollkommen, wodurch dann nicht allein die Schulen bessere Lehrer, sondern auch die

Gemeinden gebildete Bürger und Ortsvorsteher erhalten würden. In einer zweiten Conferenz über diesen Gegenstand waren auch die Herren des Directoriums zugegen, und der ehrliche, redliche Herr Fr. von Tscharner trat jetzt ungesäumt unserer Ansicht bei, während Herr von Albertini<sup>271</sup> erklärte, er habe zwar nichts dagegen, wenn man einen Versuch dieser Art machen wolle: «Uebrigens mögen Sie, Herr Carisch», fügte er, sich an mich wendend, spöttisch hinzu, «mich Haas heißen, wenn Ihre Erwartungen in Erfüllung gehen und sich Aspiranten für diese Stipendien melden.» So wurde denn der Versuch provisorisch auf drei Jahre gemacht, im Ganzen für zwölf Zöglinge, und es fehlte wirklich nie an Aspiranten. Auch in den übrigen Erwartungen wurden wir so wenig getäuscht, daß dermalen eine große Anzahl der in der Kantonsschule als Schullehrerzöglinge Gebildeten die ersten Aemter in ihren Gemeinden bekleidet haben, im Officiercorps zu höheren Stellen gelangt sind und in dem großen Rath als achtbare Deputirte erschienen. Der pädagogische und methodische Unterricht dieser Schullehrer wurde mir zuertheilt und blieb immer ein Lieblingsfach in meinem Lehrerleben.

Eine andere, wie es mir schien, höchst wichtige Verbeßerung der Kantonsschule kam dadurch zu Stande, daß von jetzt an eine Trennung der romanischen von den deutschen Schülern in den beiden untersten Classen des deutschen Unterrichtes bewerkstelligt wurde. Auch dieser deutsche Sprachunterricht wurde mir, als geborenem Romanischen, zuertheilt, und da ich ihn mit Eifer und Freude gab, glaube ich auch, daß er zum Wohl der Schule und zum großen Vortheil der romanischen Schüler eingeführt worden sei. Ein romanischer Lehrer weiß nämlich besser, was den romanischen Schülern am schwersten fällt, worauf er also vorzüglich sein Augenmerk zu richten, was er zu erklären und einzuüben hat. Für diesen Unterricht schrieb ich meine deutsch-romanisch-italienische Wörtersammlung<sup>272</sup>, welche bei aller ihrer Mangelhaftigkeit doch bereits die dritte Auflage erlebt und manchem Schüler gute Dienste geleistet hat.

Auch der Gesangunterricht, der leider in der Kantonsschule nie hatte prosperiren wollen, erhielt jetzt an Herrn Pfarrer *Imler*<sup>273</sup> einen guten Lehrer und kam von da an in Aufnahme.

Ich habe schon weiter oben von meiner Tischgesellschaft bei Bundsweibel Sprecher geredet, und es läßt sich denken, daß hier auch viel politisirt wurde. Ich war von Herzen liberal geworden und vertrat im Anfang diese Partei auf dem Casino fast allein mit meinem Freund Tester, weßwegen ich dann, besonders von Herrn Bürgermeister von Albertini, oft tüchtig auf's Dach bekam. Ich bin noch immer von Herzen liberal geblieben, allein mein Liberalismus hat sich sehr geläutert. Ich nahm ihn



damals zu theoretisch und währte, daß man überall nur auf gute Gesetze und freisinnige Verfassungen dringen müsse. Erst nach und nach sah ich ein, daß Gesetze und Verfassungen nur durch das Volk, für welches sie bestimmt sind, zu etwas Lebendigem und Wirksamem werden und nie an und für sich beurtheilt werden dürfen, sondern nur in Beziehung auf das Volk, für welches sie bestimmt sind. Die der Volksbildung angemessensten Verfassungen, die zugleich Sittlichkeit, Gerechtigkeit und Fortschritt am wirksamsten befördern und nicht bloß theoretisch freisinnig sind, erschienen mir nach und nach als die besten und allein wünschenswerthen.

Uebrigens war mein Liberalismus gewiß auch schon damals ein so gemäßigter, daß mich meine Parteigenossen schwerlich so recht zu den Ihrigen zählen zu können glaubten und nicht einmal versuchten, mich zu den höheren Graden der Weihe zu führen. Nur so viel wurde mir hin und wieder anschaulich, wie sonst so klare, geistreiche Männer von Partei-leidenschaft in einem Grade geblendet werden und sich Hoffnungen und Erwartungen hingeben können, deren man sie wirklich nicht hätte fähig glauben sollen. Es dauerte auch nicht lange, so war in den Zeitungen von einem *foyer de revolution* die Rede, der sich in Chur gebildet habe, und es wurde von dem Fürstencongresse in Töplitz wirklich bei'm Vororte Beschwerde erhoben, daß unsere Regierung Carbonari und gefährliche Leute im Cantone aufnehme und dulde. In dieser von Metternich und Hartenberg unterzeichneten Akte waren von Fremden W. Snell, de Prati<sup>274</sup>, Folen und Völker als solche bezeichnet, von Einheimischen *ich* und Christ, weshalb es zweifelhaft blieb, welcher der beiden Brüder, Paul oder Ludwig<sup>275</sup>, gemeint sei.

Glücklicherweise befand sich gerade damals Herr Bürgermeister Fr. von Tschärner in der Regierung. Er verhörte daher die Fremden freundschaftlich und nahm ihnen ihr Ehrenwort ab, daß sie in unserem Kantone nichts Revolutionäres beabsichtigten oder etwas zu betreiben und einzuleiten suchen würden, was die Ruhe anderer Staaten gefährden und zu jenen Klagen gerechten Vorschub leisten könne. Nachdem er von ihnen diese Zusicherung erhalten, schilderte er ihren Character und ihr Betragen im Kanton der Wahrheit gemäß und vertheidigte sie in Folge dessen mit Zuversicht gegen die erhobene Anklage. Da dieser Bericht zu weitläufig geworden war, und von Tschärner gerade aus anderen Ursachen nach Luzern kam, ersuchte ihn der Landammann der Schweiz, einen Auszug daraus zu machen, der dann dem Fürstencongreß eingesandt wurde. So offen und entschieden mag wohl selten den damaligen Weltgebietsentgegengetreten worden sein wie in dieser Akte, auf welche dann auch

nie eine Rückantwort erfolgte, so daß die Sache als abgemacht betrachtet werden konnte.

Aus Briefen und Inspectionen der Fremdenbücher gewisser Gasthöfe, die Herrn von Tschärner später vorgewiesen wurden, hatte er den Verdruß, sich überzeugen zu müssen, daß ein Theil dieser Flüchtlinge denn doch nicht so rein sein mochten, als er sie geglaubt und geschildert hatte. Späteren Insinuationen nach, die sich auf thatsächliche Beweise dieser Art gründeten, mußte den Herren Völker und Folen zugemuthet werden, unseren Kanton freiwillig zu verlassen, und so verlor die Schule an jenem ihren guten Turnlehrer, an diesem einen provisorischen Lehrer in der Geschichte, im Latein und Deutschen, für welchen alle seine Schüler die größte Achtung und Liebe gewonnen hatten. Völker ging nach England und machte zuerst in London großes Glück als Turnlehrer und später als Inhaber eines Institutes in Liverpool. Folen zog nach Basel, wo man sich alle Mühe gab, ihn zu schätzen; da dieß aber nicht glücken wollte, ging er von da nach Amerika, wo er zuerst Professor der deutschen Literatur an der Universität von Cambridge [Mass.] und später Prediger einer Unitariergemeinde in Boston wurde. Er kam auf einem Schiffe um, auf welchem Feuer ausbrach, und Channing, an dem er einen Freund gefunden, hat seinen Character auf eine ebenso wahre wie meisterhafte Weise in seiner Leichenrede «Ueber die Leiden in der Welt» geschildert und ihm dadurch ein herrliches Denkmal errichtet.<sup>276</sup>

Mein Liberalismus, wie gemäßigt er auch sein mochte, wurde indessen doch Ursache, daß manche alte Freundschaftsbande, wenn nicht gänzlich gelöst, doch gelockert wurden. Dieß war besonders auch einem sehr geliebten Jugendfreunde, Obrist Ulrich von Planta-Reichenau<sup>277</sup> gegenüber der Fall, mit dem ich in der Schule und zumal in Tamins so viele schöne Stunden getheilt und eine Zeitlang in sehr trauter Correspondenz gestanden hatte. Jetzt verstanden wir uns nicht mehr, sei es, daß er überhaupt verstimmt und hypochondrisch geworden war oder daß ich ihm nicht mehr genügte. Erst in späteren Jahren kamen wir uns wieder näher und besonders in der Verwaltungscommission der Hosangischen Stiftung hatte ich oft Gelegenheit, den alten Freund und seine redliche Gesinnung wieder zu erkennen und zu lieben.

In Bezug auf die Lehrmethode machte auch ich die sehr bekannte Erfahrung, daß man im Anfang leicht zu hoch fliegt und alles Schöne und Große, das man sich auf der Universität angeeignet hat, auch auf dem Gymnasium an den Mann bringen möchte. Verständige Lehrer befreien sich allmählig von solchen Mißgriffen und suchen sich mehr nach der Bildungsstufe und Fassungskraft ihrer Schüler als nach ihren Liebha-



*Christian Tester (1784-1855) (Rätisches Museum, Chur).*

bereien zu richten, und dann geht es gut. Wer das nicht kann, wird über den geringen Erfolg seiner Bemühungen zu klagen haben und nicht selten den Schülern zum Vorwurf machen, woran er allein schuld ist. Salzmann hat gewiß recht, wenn er behauptet: «Geht es in deinem Unterrichte schlecht, so glaube nur, daß die Hauptschuld an dir liegt, und bessere besonders an dir selbst.»

Nach einigen Jahren war es bei Sprechers öde geworden, und ich entschloß mich, den Mittagstisch in einem Gasthofs – bei'm «Freund» und später bei'm Steinbock – zu nehmen und ein eigenes Logis zu miethen. Ich bekam als Unterlocatair bei Freund Gengel in St. Margreth<sup>278</sup> die beiden schönsten Zimmer mit einer herrlichen Aussicht und lebte da wirklich, wenn auch einsam, doch sehr vergnügt. Im gleichen Hause wohnte der nachherige Staatscassier Nett<sup>279</sup>, später auch Freund Salutz<sup>280</sup>, der an der Kantonsschule angestellt worden war, und wir drei brachten als Hagestolze manchen Abend bei einem Glase Wein unter heitern Gesprächen höchst vergnügt zu.

Höherm Genuß und reichere Belehrung gewährte mir aber noch das Lesen unserer deutschen Classiker. Erst jetzt lernte ich Goethe besser verstehen und ihn gehörig würdigen. Ich betrachtete ihn jetzt nicht mehr bloß von der moralischen Seite, sondern von Seiten der Kunst und zwar als einen, dem es nicht sowohl darum zu thun ist, makellose menschliche Ideale darzustellen, als vielmehr die Menschen, wie sie nun einmal sind, ihrem eigenen Ideal anzunähern. Ich gestehe, wenn ich mir einige Menschenkenntnis erworben und mich gewöhnt habe, auf Charactere zu achten, so ist dieß hauptsächlich mit Hülfe Goethe's geschehen und am meisten durch sein so oft verschrienes Werk «*Wilhelm Meister's Lehrjahre*». <sup>281</sup> In diesem fand ich eine Welt von Characteren, alle, von dem gemeinsten bis zu dem erhabensten, zwar idealisirt, aber dennoch leicht als menschliche Wesen erkennbar und besonders durch die meisterhaften Gegensätze in der Schildrung derselben so anziehend. So schon die beiden Freunde *Werner* und *Meister* als Kaufleute, dann die männlichen in ihren mannigfachen Schattierungen, von einem philiströsen Melina oder leichtsinnigen Friedrich bis hinauf zu dem großherzigen Lothario. Ebenso bei den weiblichen, von einer Philine bis zu der vortrefflichen Natalie, welcher Therese als Folie dient, wenn sie von bloß Verständigen ihr nicht gar vorgezogen wird.

Mit Jean Paul wurde ich auch jetzt erst vertraut und hatte an ihm unendlichen Genuß. Ja, es waren herrliche Abende, die ich allein in der Gartenhütte ob dem Weinberge in St. Margreth in dieser Gesellschaft der großen Todten zubrachte, während ich mich von Zeit zu Zeit nach dem

herrlichen Gebirge des Oberlandes, das im Abendroth glänzte, hinwendete und so mich im Genusse dieser großartig herrlichen Natur schwelgte. An schönen Tagen brachte ich da meine frühesten Morgen- und spätesten Abendstunden zu. Zuweilen wollte es mich bedünken, ich sollte doch auch in Gesellschaft gehen, Freunde oder das Wirthshaus besuchen; wenn ich mich aber erinnerte, wie oft ich schon von dergleichen Besuchen kalt und leer zurückgekehrt war und welche Zeit es dann gebraucht hatte, um mich von ihnen auch nur einigermaßen zu erholen, so nahm ich lieber meine Flasche Wein oder Bier und einen Classiker und zog nach der lieben Hütte. So brachte ich denn in der Einsamkeit oft die schönsten Stunden zu. Mein Vademecum erinnert mich noch an einige der Stücke, die mich damals am meisten angesprochen und beschäftigt haben.

Ich habe schon oben bemerkt, daß ich von Jugend an wenig Freunde gefunden, mich aber mit um so größerer Innigkeit denjenigen angeschlossen habe, für die ich Sympathie fühlte. Natürlich: mein Wesen ist zu schroff, zu entschieden, um nicht auch da, wo ich schweige, den Mißmuth durchblicken zu lassen, den ich bei allem, was mir nicht zusagt, empfinde, und das beleidigt oft mehr als Tadel und Widerspruch. Wie mit den lebenden Menschen geht es mir aber auch mit den Büchern: sie sprechen mich entweder gar nicht an oder ergreifen mich mit einer Gewalt, wie sie vielleicht nicht häufig ist, und auch nur zu sehen, wie wenig dieß oft bei sonst guten, mir lieben Freunden der Fall war, hat mich nicht selten verdrossen.

Der erste Eindruck eines Menschen ist für mich immer sehr entschieden sympathisch oder antipathisch gewesen, aber besonders der Eindruck von Frauen, und ich erinnere mich nicht, daß ich, wenn ich ihm gefolgt, fehlgegriffen oder mich getäuscht hätte. Besonders durch Schleiermacher's «Monologe» und durch seine Predigten über den geistlichen Hausstand<sup>282</sup> hatte ich eine hohe Meinung von der Ehe gewonnen; weil es für mich aber schon so schwer hielt, mir die Freundschaft von Männern zu erwerben, so zweifelte ich um so mehr, daß ich je unter den Bündner Frauen eine finden würde, die mir durch ihre Bildung und ihren Character überhaupt, also durch innige Sympathie zusagen, und daß, wenn *ich* sie lieben, auch sie mich wollen könne. Im Bewußtsein dieser Schwierigkeiten hatte ich die Hoffnung auf das Eingehen einer Ehe sozusagen aufgegeben und begnügte mich damit, schöne weibliche Charactere kennen zu lernen, sie zu achten oder nur mit der allgemeinen Huldigung zu lieben und zu verehren. Von dieser Art waren Frau Podestätin von Albertini<sup>283</sup>, Frau Menga Curò gewesen. In dieser Zeit lernte ich Frau Alberica von Planta, geborene Gräfin Christ<sup>284</sup>, kennen und mußte ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit

bewundern. An ihren Augen wurde mir zuerst der Vers in dem berühmten Petrarcischen Gedichte klar, wo es von den Augen seiner Laura heißt: «Pietosi a riguardar, a muover parchi.»<sup>285</sup> Diese Dame wurde im Allgemeinen nicht sehr günstig beurtheilt; ich bin aber überzeugt, daß es besonders ihre Aufrichtigkeit und Geradheit war, wodurch sie viele abstieß; vielleicht ließ sie auch ihren Launen zuweilen den Zügel etwas zu sehr schießen. Bei alledem zählte ich sie zu den aufrichtigsten Frauen, die man kennen lernen kann, und besonders auch wegen ihres Gesanges, ihrer Bildung, ihrer Frömmigkeit und Natürlichkeit sowie der schönen Briefe wegen, die sie schrieb, war ich ihr von Herzen gut, und ihr Umgang und Briefwechsel haben einen wohlthätigen Einfluß auf mich geübt.

Eine sehr schätzbare Freundin wurde mir auch in dieser Zeit Frau U. Gengel, geborene Petzi.<sup>286</sup> Ihr frommer Sinn, ihre Herzengüte und die Sorge, die sie für vernünftige Erziehung ihrer Kinder hatte, machten sie mir sehr achtungswerth.

Frau Landrichterin Anna Casutt, geborene Walther<sup>287</sup>, von Kestris, meine Base, die ich erst in späteren Jahren kennen lernte, bewies immer ein so heiteres und selbst in herben Leiden so ergebenes Gemüth und so viel Herzengüte, Wohlwollen und Zutrauen gegen mich, daß sie mir sehr lieb wurde und ich viele genußreiche Stunden in ihrem Familienkreise zugebracht habe.

Nicht während meines Aufenthaltes in Bergamo, sondern erst später fand ich eine sehr liebe Freundin an Frau Apollonia Curò, geborene Ganzoni, von Cellerina. Durch den Umgang mit Herrn Doctor Gündel und meinen Freunden Frizzoni hatte sie an Bildung und Gediegenheit des Characters sehr gewonnen und hatte eine große Sorgfalt für ihre hoffnungsvollen Kinder, von denen sie mir später einen Sohn zur Erziehung anvertraute. Sie erlag in ihrer achten Schwangerschaft einer Nervenkrankheit, noch in frischer Blüthe, und von ihren Kindern gingen ihr alle, bis auf zwei, im Tode voran oder folgten ihr bald nach.

Bei meiner Verehrung für edle Frauen, mußte sich mir natürlich auch der Gedanke an's Heirathen zuweilen aufdringen, aber ebenso oft mit einer gewissen Wehmuth zurückgedrängt werden. Im Kreise näherer und entfernter Freunde war es mir auch auf empirischem Wege klar geworden, daß zu einer glücklichen Ehe nicht hinreichte, daß Mann und Frau, wie man zu sagen pflegt, gute Leute seien. Ich hatte Ehen gesehen, von denen man hätte denken können, mit einem solchen Manne oder mit einer solchen Frau müsse der Ehegenosse glücklich sein, und sie waren doch nicht glücklich, paßten nicht für einander, waren durch keine innere Sympathie einander angehörig. Um so ängstlicher wurde ich in dieser Bezie-

hung. Von Schönheit, Reichthum, Stand und was dergleichen Aeußeres betrifft, glaubte ich absehen zu müssen und zu können, mußte aber dennoch bezweifeln, diejenige zu finden, die sich durch ihre inneren Eigenschaften für mich eignete, und war entschlossen, nur unter letzterer Bedingung zu heirathen.

*Bergün. Babette Juvalta*<sup>288</sup>

Ich hatte früher eine entfernte Base ein paarmal, jedoch nur flüchtig und ganz zufällig auf Augenblicke gesehen, als sie im Institute der Jungfer Bavier und Niederer<sup>289</sup> war, und nachher wieder zufällig von einer alten Freundin, die sie näher kannte, mancherlei Gutes über sie gehört. Dieses Bäschen, das mir allerdings durch seine Schönheit erinnerlich geblieben war, dachte ich, muß Du doch kennen lernen, und machte mich an einem schönen Herbsttag in aller Frühe zu Fuße auf über Parpan, die Lenzerheide und Filisur nach Bergün. Die wehmüthige Schönheit des Spätjahres, die Großartigkeit der Natur und mein Dante, den ich von Zeit zu Zeit hervorzog, hatten mich sehr gemüthlich gestimmt. In Bergün kehrte ich im Wirthshaus ein und machte dann einen Besuch bei dem Herrn Vetter, sah mich aber vergebens nach seiner schönen Tochter um. Sie sei hinaus auf's Feld, in einem Acker dort oben, hieß es. Wer Bergün in der schönen Jahreszeit gesehen hat, zumal gerade vom Bergünerstein heraufkommend, wem daher der Gegensatz doppelt aufgefallen ist, den jene schauerlichen Abgründe mit diesem großen grünen Bassin und seinem langen, schönen Dorfe bilden, wird begreifen, daß ein Spatziergang durch diese Wiesen, zumal wenn er einen solchen Zweck hat, sehr einladend ist, und ich verschob ihn nicht lange. Ich hatte, wie es sich ergab, auch die rechte Richtung genommen, denn als ich mich auf einem Feldwege einigen Leuten an der Halde näherte, kam mir gerade das gesuchte Mädchen in ihrer schlichten Kleidung, aber voll Heiterkeit und Anmuth mit der freundlichsten Begrüßung entgegen. Sie begleitete mich nach Hause zurück, und wir waren da in ihrer Wohnstube allein. Sie war wirklich eine der schönsten und lieblichsten Mädchen, die ich je kennen gelernt habe. Hier empfand ich zum erstenmale, was wahrhaft sympathische Liebe ist, und des Mädchens Schönheit, Natürlichkeit und Verständigkeit fesselten mich dermaßen, daß ich denken mußte: «Diese, gerade diese ist es, die ganz geeignet scheint, dich zu beglücken.» Ich muß sie nennen, dieß schöne Mädchen meiner ersten Liebe, es war Babette Juvalta, Tochter des dortigen Pfarrers, die Mutter eine Casparis, durch die sie mit uns verwandt

waren. Nur wenige Stunden brachte ich bei ihr zu, aber seelenvergnügt, und kehrte dann in mein Wirthshaus zurück, welches mir, ungeachtet der zahlreichen Gesellschaft, öde schien, machte den nächsten Morgen früh einen Abschiedsbesuch und trat den Rückweg nach Chur an. Daß der Herr Vetter etwas von meiner Absicht gewittert und daß ihm diese nicht sehr recht war, konnte ich wohl daraus abnehmen, daß ich sowohl am Abend als am Morgen mehr aus Höflichkeit als mit Herzlichkeit eingeladen wurde, bei ihnen zu bleiben. Das dämpfte freilich meine Hoffnungen ein wenig, konnte mich aber nicht abhalten, weitere Schritte zu thun, um mit der Sache auf's Reine zu kommen. Es hatte in der Nacht geregnet und geschneit und Fräulein Babette lieh mir bei'm Weggehen einen rothen Regenschirm; dieß erschien mir als ein glückliches Zeichen. Wetter und Wege waren schlecht geworden, aber mit der warmen ersten Liebe im Herzen wurde dieß alles kaum beachtet, und ich habe bei so ungünstigem Wetter nie eine so angenehme Reise, obgleich immer allein, gemacht. Ist Heiterkeit im Gemüthe, so sind äußere Beschwerden leicht zu überwinden.

Zu Hause angekommen, war es denn auch schon am zweiten Tage mein angelegentlichstes Geschäft, dieser treuen Seele ohne Rückhalt alle die Gefühle auszusprechen, die ich für sie empfand, mit dem Wunsche, daß sie auch ihrerseits Aehnliches erfahren haben möge und daß kein Hindernis, weder von Seiten ihrer Eltern, noch ihres eigenen Herzens, unserer näheren Bekanntschaft fürderhin im Wege stehen möchte. Diese nähere Bekanntschaft, ohne welche ein Verhältnis, wie ich es wünschte, doch gewagt sein dürfte, da wir uns nur so kurze Zeit gesehen, würde dadurch für sie und für mich am besten ermöglicht werden, wenn sie sich entschließen könnte, noch einmal nach Chur in das Institut oder zu den gemeinsamen Freunden zu kommen, indem es mir sonst kaum möglich sein würde, sie oft zu sehen. Dieß war allerdings eine starke Zumuthung, wegen welcher mich meine Freunde oft getadelt haben und die ich auch später selbst bereuete. Nach meinem damaligen Gewissen in Bezug auf Schließung einer Ehe schien sie mir aber unerläßlich, nicht eigennützig, bloß für mich, sondern, meinen Begriffen nach, eben sowohl zum Besten des Mädchens. Sie antwortete in romanischer Sprache und so vernünftig, so naiv, so liebevoll, wie ich sie im persönlichen Umgange gefunden hatte. Sie habe auch alles andere gerade auf dieselbe Weise empfunden wie ich, könne es mir aber nicht so schön aussprechen; doch von der Idee, nach Chur zu kommen, wollten ihre Eltern nichts wissen, und ich möchte doch davon absehen, es sei auch wirklich nicht recht, und ein Professor sollte dieß selbst einsehn. Er sah es auch ein, aber zu spät. Diese, wie ich jetzt erkenne, wirklich thörichte Zumuthung von meiner Seite war der erste und



wohl auch der eigentliche Grund, warum diese meine erste Liebe erfolglos blieb. Dazu kamen dann aber auch noch andere Gründe: die Eltern wünschten wohl ihre Tochter im Dorfe zu behalten und vielleicht noch mehr, sie an einen reichen Mann zu verheirathen, wozu sie schon Aussicht genug hatten. Dann kamen noch Zufälligkeiten hinzu, die mißdeutet werden konnten und die vom Vater wirklich und wohl nicht ohne Absicht mißdeutet wurden. Genug, als die Liebe auch in meinem Herzen ihre Rechte immer mehr geltend machte, und ich ihr einen neuen Besuch ankündigte und Aufschluß über die Mißverständnisse versprach, erhielt ich von ihrem Vater eine sehr kalte lateinische und von ihr eine sehr warme romanische Antwort, worin sie klagte, in der Hoffnung auf mich habe sie lange den Bewerbungen anderer widerstanden und sich erst dann entschlossen, ihre Hand demjenigen zu geben, den ihr der Vater empfohlen habe, als man ihr versichert, daß ich nicht mehr an sie denke, mich nicht um sie bekümmere: «*Tais Professor ha un bel buonder da tai*» [Dein Professor hat wirklich kein lebhaftes Interesse an Dir], sei ihr gesagt und ihr Herz damit tief verwundet worden. Diesen lieben Brief, so sehr er mich geschmerzt hat, habe ich noch immer aufbewahrt und vernichte ihn erst jetzt, indem ich ihn der reinen Flamme übergebe, damit er nie in unwürdige Hände komme.

Hatte ich der Liebe reine Freuden durch dieses theure Mädchen zuerst kennen gelernt, so erfuhr ich auch durch sie der Liebe erste Leiden. Ich sah sie nie wieder, weil sie wenig Jahre nach ihrer Heirath starb; Grüße aber haben wir noch gewechselt, ihr Andenken ist mir theuer geblieben, und ihr Grab habe ich mehrmals mit heiliger Wehmuth besucht.

Es waren zwei furchtbare Tage für mich, die dem Empfange jenes Briefes folgten. So schöne Hoffnungen, auf einmal so unerwartet und so gänzlich zertrümmert! und zertrümmert hauptsächlich durch meine eigene Schuld, wie zum Theil auch durch sonderbare Eingriffe des Schicksals, wenn ich mich dieses heidnischen Ausdruckes bedienen darf. Es sollte, wie es scheint, nicht sein: nur daraus wird mir die Macht von Zufälligkeiten und Mißverständnissen, die sich dazwischen legten, erklärlich.

In der frischen Blüthe meiner Jahre, als ich noch so einsam stand, wurde sie mir entrissen, diese holde Freundin meiner Jugend; aber ihr Bild ist mir in dankbarem Andenken geblieben, und mit zarter Freundschaft und liebevoller Erinnerung habe ich es festgehalten und bin vielleicht der letzte, der es in treuer Seele trägt.

Gerade in den Tagen, wo ich diesen lieben, traurigen Brief erhielt, war ich am Lesen der «Bekenntnisse einer schönen Seele», in Wilhelm Meister's Lehrjahren<sup>290</sup>, und kam nach zwei Tagen zu der Stelle (Seite 202-

203)<sup>291</sup>, welche also lautet: «Alles außer uns ist nur Element, ja, ich darf wohl sagen, auch alles in uns; aber tief in uns liegt die schöpferische Kraft, die das zu erschaffen vermag, was sein soll und was nicht ruhen und rasten läßt, bis wir es außer uns und in uns auf eine oder die andere Weise dargestellt haben. Sie, liebe Nichte, haben vielleicht das beste Theil erwählt, Sie haben Ihr sittliches Wesen, ihre tiefe, liebevolle Natur, mit sich selbst und mit dem höchsten Wesen übereinstimmend zu machen gesucht; indeß wir andern wohl auch nicht zu tadeln sind, wenn wir den sinnlichen Menschen in seinem Umfange zu kennen und thätig in Einheit zu bringen suchen... Hätten Sie, meine Freundin, deren höchstes Bedürfnis war, mit Ihrer inneren, sittlichen Natur auf's Reine zu kommen, anstatt der großen und kühnen Aufopferungen, sich zwischen Ihrer Familie, Ihrem Bräutigam, vielleicht einem Gemahl, nur so hin beholfen, Sie würden in einem ewigen Widerspruche mit sich selbst, niemals einen zufriedenen Augenblick genossen haben.»

In späteren Zeiten würde mir die Lehre Pauli den besten Trost gewährt haben, wenn er sagt: «Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen»<sup>292</sup>; damals aber ergriff mich die schöne Auseinandersetzung einer Wahrheit, die ich im Allgemeinen wohl kannte, mit eigenthümlicher Gewalt, und im Bewußtsein, daß, wenn ich auch meinen Freunden Unstatthaftes zugemuthet, ich es doch gut gemeint hatte und von keiner bloßen Selbstsucht geleitet worden war, wurde ich einer Ergebung in mein Schicksal und eines Vertrauens auf Gott, dessen Wege, wenn auch nicht die unsren, doch die besten sind, in einem Grade fähig, wie ich es kaum für möglich gehalten hätte, und die Ruhe kehrte wieder zusehends in mein Gemüth zurück.

### *Tod meiner Eltern*

Ein anderes Ereignis, das mich ernst zu stimmen vermocht, war die Erkrankung meiner Eltern. Beide bekamen, nur wenig Stunden nach einander, eine Lungenentzündung, lagen gleichzeitig auf dem Krankenbette, starben nach acht Tagen auch wenig Stunden nach einander, und wurden gemeinsam neben einander begraben. Wie sehr es mich gefreut haben würde, ihren Lebensabend erheitern und, zumal wenn ich Pfarrer geworden wäre, sie zu mir in's Haus nehmen zu können, so mußte ich es dennoch als Güte Gottes betrachten, daß er sie abrief, ehe die Tage für sie kamen, von denen es heißt: «Sie gefallen mir nicht.» Sie hatten noch die Freude erlebt, ihre Söhne alle drei um sich zu sehen, was früher nicht

möglich gewesen wäre. Mein jüngerer Bruder war zuvor in holländischen Diensten gewesen und ich nur seit einem und einem halben Jahre von der Universität zurück. Jetzt waren wir beide in ihrer Nähe.

### *Vermögensteilung*

Die traurige Erfahrung, wie leicht Erbschaften und äußere Interessen die Familien spalten, mußten auch wir anfänglich machen: Mit dem festen Vorsatze, nicht nur billig, sondern auch großmüthig gegen meine Brüder bei der Theilung zu sein, hatte ich ihnen mancherlei ungetheilt überlassen. Gewiß wollten aber auch sie nichts Unbilliges von mir verlangen, und doch gingen die Ansichten so weit auseinander, daß wir einig wurden, die Entscheidung vertrauten Schiedsrichtern an heim zustellen. Ihrem Ausspruche zufolge hatte ich der Masse meiner Studienkosten wegen 1141 fl. 7 Kreuzer zu vergüten; Bruder Friedrich sollte von der Masse wegen der Dienste, die er der Familie geleistet, 264 fl. 40 Kreuzer beziehen und Bruder Beat 78 fl. für alles, was er in's Haus gegeben. Somit war denn der Streit zu allseitiger Zufriedenheit in einem halben Tage geschlichtet. Aber so stand ich nun auch von dieser Seite mehr allein und im Aeußeren, ohne reich zu sein, sehr unabhängig da. Meine ererbten liegenden Güter habe ich aus Pietät gegen die Eltern nicht verkauft, eine Tugend, die bei den Kindern immer seltener zu werden scheint. Alles wird nur nach Geldeswerth und dem davon zu erwartenden Einkommen geschätzt und geachtet und dabei nicht einmal bedacht, wie weit unzuverlässiger als Grundbesitz ein so schwebendes Gut ist, wie was man Geld nennt. Das Vermögen sollte nie bloß nach der Summe, sondern auch nach dem Princip der Pietät geschätzt werden, sowohl in Bezug auf die Familie wie für den Staat; dann würde man nicht nur darauf bedacht sein, die Masse zu vermehren, sondern auch den vernünftigsten Gebrauch davon zu machen. Denn wer auch nur geringes Vermögen hat, dieses aber gut verwaltet, steht sich in seinen Bilanzen besser, als wer bei großem Vermögen ohne Ordnung und Grundsätze wirtschaftet.

Obwohl ich in einem der ersten Gasthöfe zu Mittag speiste, ein schönes Zimmer hatte, gern einfache Gastfreundschaft übte, mir die nöthigen Bücher ohne Aengstlichkeit anschaffte und oft den größten Theil der Ferien auf Reisen zubrachte, konnte ich damals mit 500 fl. jährlich ganz füglich auskommen und also die Hälfte meines Gehaltes zurücklegen, was später allerdings auch dem sparsamsten Lehrer nicht so leicht geworden wäre, da die Wohnungen wenigstens weit theurer wurden.

Besonders freue ich mich noch der vielen kleinen Reisen, die ich in den Ferien zu dieser Zeit immer zu Fuße gemacht habe. Zu dem Ende setzte ich mir nur die Zeit und die Richtung, nie aber das Ziel zum Voraus fest. Ich besuchte Freunde, weilte bei ihnen oder in schönen Gegenden, so lange es mir gefiel; merkte ich aber, daß die Freude schwand, so schüttelte ich den Staub von meinen Füßen und zog weiter. Auf diese Weise habe ich höchst angenehme Reisen in Bünden, nach dem mir immer so lieben Appenzell und Toggenburg, nach Zürich und auch nach Bergamo gemacht, manche alte Bekanntschaft befestigt und manche neue und sehr liebe angeknüpft.

Das gesellige Vergnügen, an dem ich damals die meiste Freude fand, war die sogenannte Donnerstags Gesellschaft, an welcher die Herren Bürgermeister J. F. und J. B. von Tscharner, Herr Bürgermeister von Albertini und einige Lehrer an der Kantonsschule Theil nahmen. Anfänglich wurde sie abwechselnd bei jedem Mitglied gehalten, welchem dann die Pflicht oblag, die Gesellschaft einfach zu bewirthen mit Wein, Brod, Käse und etwa Obst; später versammelte man sich im Wirthshause, und jeder genoß auf eigene Kosten, was ihm beliebte. In diesen Gesellschaften wurde das Bedeutendste, was im Vaterlande vorfiel, besprochen (Politisches, Scholastisches, Juridisches, Wissenschaftliches) und zuweilen auch interessante neuere Erscheinungen in der Literatur vorgelesen. Dieß war für mich immer eine anziehende, lehrreiche Gesellschaft. Sie dauerte viele Jahre und löste sich erst dann auf, als die politischen Ansichten der Mitglieder zu sehr auseinander zu gehen begannen, wurde indeß von Zeit zu Zeit wieder erneuert.

Jugendgesellschaften besuchte ich nicht regelmäßig, sondern nur bei Bällen oder Maiensäßpartien. Damals herrschte noch ein sehr vertraulicher Ton in diesen Gesellschaften, und obwohl man es im Gesange noch nicht so weit gebracht hatte wie jetzt, hatte man doch in der Regel größeren Genuß davon. Es gab eine Anzahl schöner, gemüthlicher Volkslieder, die fast allen bekannt waren und die einzelne Sänger und Sängerinnen auch gut sangen. Das erheiterte und erquickte das Herz mehr als die künstlichen Melodien, die später eingeführt wurden und von denen den meisten entweder der Text oder die Melodie unbekannt ist, weßwegen man sich auch nicht leicht zu einem gemeinsamen Gesange vereinigen kann.

Unsere großen Bälle wurden damals in der Biene, zuweilen auch in der Lache, in der Sonne zu Masans und im romantischen Waldhause gehalten. Ich war ein großer Freund des Tanzens, habe dieses Vergnügen für mich sehr unschuldig und edel gefunden und kann nicht glauben, daß es für andere, als sehr unreine Naturen, sittenverderbend sei. Das Tanzen allein

genügte mir aber freilich nicht, und wenn nicht wenigstens einige Mädchen da waren, für die ich, wenn auch kein größeres, doch wenigstens ein freundschaftliches Interesse empfand, so befriedigte mich der Ball nicht, und ich entfernte mich um so früher. Die Mode, bis es Tag wird, zu tanzen, war mir überhaupt als unvernünftig zuwider, und am wenigsten sollte sie den Mädchen zusagen, wenn sie bedenken würden, wieviel sie im Vergleich mit dem Abend an Anmuth und Toilettenschmucke verlieren; denn auch die Schönsten, die am Abend dahin kamen, sahen doch am Morgen verstört und unordentlich aus.

In der Schule waren es die Turn- und Examenfeste, die uns zuweilen zum fröhlichen Male vereinigten. Rührend war mir besonders immer der Schlußact der Kantonsschule, zumal wenn Herr Bürgermeister Fr. von Tscharner die Rede hielt und so viel Wahres und Zeitgemäßes so schön und mit dem ihm eigenen Ernste sagte. Von diesen Reden sind einzelne Bruchstücke in seinem «Leben und Wirken» abgedruckt worden. Besonders schön und feierlich wurde dieser Schlußact im Rathhaussaale 1822 durch die Theilnahme unserer jungen Frauenzimmer. Herr Imler hatte ein Gedicht componirt, welches ich zu diesem Zwecke gemacht hatte. Da es das einzige ist, das von meinen wenigen poetischen Versuchen übrig geblieben ist, setze ich es hierher:

Zur freudigen Stunde, dem fröhlichen Bunde  
Erschalle Gesang.

Vaterlandssöhne, Freunde der Jugend,  
Nährer der Tugend durchströme der Klang.  
Milden Friedens schöner Segen  
Dir entgegen halle wieder  
Muntrer Chöre festlicher Gesang.

Wo theilnehmend zarter Frauensinn erheitert,  
Wo bewährter Männer Lieb' begeistert,  
Und der Jugend bunte Reihen strahlen,  
Glühend Freundesherzen sich entgegen schlagen,  
Hehr, fürwahr, ist da des Volkes Fest.

Heil den Vätern, die uns hier vereinet!  
Reiche, süße Früchte diesem Freundschaftsbunde,  
Ew'ger Freiheit. Segen Rhätien's Alpenlande!

Doch, was ist's, das ernst, geheimnisvoll sich reget,  
Wohl und Weh im Herzen tief beweget,  
Füllend, überströmend Jünglingsbrust?  
Ist es Hoffnung? Holder Zukunft Wehen?  
Ist's Erinnerung, Liebe, Freundschaftssehnen?

Schöner Jahre sel'ge Jugendlust?  
's ist die Macht der heiligen Gefühle,  
Süße Hoffnung, holder Zukunft Wehen,  
Und Erinnerung, Liebe, Freundschaftssehnen,  
Schöner Jahre sel'ge Jugendlust.

Heil den Vätern u.s.w.

(Zum Schlusse)  
Lebt nun wohl, o Freunde, die Ihr von uns scheidet;  
Bleiben wir im Herzen doch vereinet,  
All' umschlingt dasselbe Vaterland.

Bessern Sinn geöffnet, emsig ihn geläutert,  
Tiefergreifend unser Herz geweitet,  
Unsre Kraft erhöht, den Muth begeistert.

Heil den Vätern u.s.w.

Wenn ich auf die Poesie dieser Strophen auch nicht viel halten kann, so freue ich mich wenigstens auch heute noch der Gesinnungen und Gefühle, die sich darin aussprechen.

Zu den Annehmlichkeiten, die ich in jener Zeit genoß, ist auch eine Reise zu rechnen, die wir mit den Kantonsschülern durch's Prättigäu nach Davos, zum Bergwerke in Bellaluna, von da durch die Züge nach Lenz und ein Theil über Parpan, ein anderer über Mutten nach Chur zurück machten. Auf dem Kirchhofe zu Schiers nahm ich Gelegenheit, meinen Schülern den Prättigäuer Aufstand<sup>293</sup> zu erzählen und zu Vazzerol<sup>294</sup> die Geschichte der Vereinigung der Drei Bünde. Diese Reise war sehr angenehm und lehrte mich besonders, wie wichtig es für Schulmänner sei, dergleichen Ausflüge mit ihren Schülern zu unternehmen. Die wenigen Tage dieser Reise haben mir eine klarere und sicherere Erkenntnis von der Gesinnung und dem Character mancher Schüler gegeben, als ich sie gewiß in Jahren, wenn ich dieß nur auf den Schulbänken gesehen hätte, erworben

haben würde. Manche Schüler, die früher mein volles Vertrauen genossen, erschienen mir von Seiten ihrer sittlichen Gesinnung sehr zweideutig, und andere, auf die ich bis dahin nicht eben viel gehalten hatte, gewannen meine vollste Zuneigung. So z. B. ein älterer Schüler, Tischhauser<sup>295</sup>, der sich der Kleineren auf so lobenswerthe Weise annahm, manchmal drei, vier Habersäcke trug und durch Aufmunterung und heitere Späße den Muth der Ermüdeten belebte, wodurch er mir seitdem immer achtungswerth und lieb geblieben ist.

Eine andere Reise machten wir im Jahre 1824 nach dem Oberlande zur Feier des Trunserbundes. Zur Einleitung und Verabredung dieser Feier war ich früher schon von der Lehrerconferenz nach Truns abgeordnet worden, und dieser Verabredung mit der Vorsteherschaft von Truns und Herrn Landrichter de Latour<sup>296</sup> gemäß wurde die Feier dann auch eingerichtet. Die Schwierigkeit der angemessenen Versorgung so vieler Leute und die Habgier der Wirthe, welche dergleichen Verlegenheiten zu ihrem Vortheile auszubeuten suchen, brachten manche Trübungen mit sich, dennoch war die Feierlichkeit im Ganzen befriedigend; und auch die Störungen, welche auf der Rückreise zwischen Völker und einigen seiner Turner eintraten, wurden in Reichenau bei einem Imbiß, den Herr Obrist von Planta der ganzen Schule gab, glücklich beseitigt. Am Tage der Feier, den 24sten Mai, verfügten wir uns, wenige Freunde und einzelne Schüler, abends noch einmal nach dem Festplatze bei'm Ahorn. Ich war in gehobener Stimmung und extemporirte eine Rede, in welcher ich meinen Schülern besonders an's Herz zu legen suchte, daß nicht der Ruhm bei Menschen unser Handeln bestimmen soll, sondern nur das Wohl unserer Mitmenschen und des Vaterlandes in der Liebe zu Gott. Von den auf dieser Stelle vor vier Hundert Jahren versammelten Vätern kennen wir sehr wenige auch nur dem Namen nach, nichts desto weniger waren sie die Gründer unseres Glückes; ihre guten Thaten werden ihnen nachgefolgt sein, und bei dem Allwissenden ist auch ihr Name nicht vergessen, fügte ich hinzu.

Als Vorbereitung zum Feste war das Büchlein «Trunserbund» von Professor Röder und mir ausgearbeitet und auch in's Romanische übersetzt worden.<sup>297</sup> Die Subscription zur Errichtung eines kleinen Denkmals wurde von mir befördert; dieses mußte sich aber auf die Mauer beschränken, welche zum Schutze des Ahorns und zur Sicherung desselben gegen die Unbilden der Spengler, die dort ihren Kochherd anlegten, errichtet wurde.

Jean Paul sagt irgendwo: «Ein Mann kann sechs und zwanzig Jahre kalt und seufzerlos in seinem Bücherstaube sitzen; hat er aber den Aether der Liebe einmal geathmet, so ist das eirunde Loch des Herzens auf immer zu,

und er muß hinaus in die Himmelsluft und beständig nach ihr schnupern.» Diese Erfahrung machte auch ich. Nach jener ersten Liebe und der gescheiterten Bewerbung konnte ich meine Einsamkeit nicht anders als empfindlich fühlen und somit ein größeres Bedürfnis in mir verspüren, diejenige zu finden, die mir Lebensgefährtin werden könnte. Ich traf auch auf verschiedene Frauenzimmer, die nacheinander mehr oder weniger auf dieselbe Weise wie das erstemal mein Herz eroberten. Ich blieb nämlich in dieser Beziehung immer uomo di prima impressione, und der geheimnisvolle Zug der Sympathie war für mich immer der entscheidendste.

### *Baldenstein*

Wie schon oben bemerkt, war Rudolph von Baldenstein mein Schulgenosse in Chur und mein akademischer Freund in Bern gewesen. In Bern war auch seine Schwester, Fräulein Marie Magdalene, zwei Jahre, und Fräulein Margarethe Sophie hatte ich dort nur einmal auf der Plateform gesehen und gleich einen sehr angenehmen, starken Eindruck von ihrer Persönlichkeit empfangen. Beide Mädchen waren geistreich, nach meinem Geschmacke auch schön zu nennen und galten für stolz. Ich war daher auch bescheiden genug, um mir nicht einfallen zu lassen, dort an etwas weiteres zu denken, und dieß war zu einer Zeit leicht, wo ich auch kein Bedürfnis nach etwas weiterem fühlte. So waren Jahre vergangen, in denen ich diese Mädchen nicht mehr gesehen, und im Laufe dieser Jahre mochten auch manche Hoffnungen für sie entschwunden sein und manche Erfahrungen sie mehr auf die Entwicklung ihres geistigen Lebens und ihrer inneren Vorzüge hingewiesen haben. Genug, nach Jahren besuchte ich wieder Freund Rudolph in Baldenstein und fand da in der so schönen, romantischen Gegend eine schöne Familie und in ihr jene beiden Schwestern, mit denen sich das Gespräch durch alte Bernererinnerungen um so leichter anknüpfen und fortsetzen ließ. Sonderbar, ich fühlte im Ganzen mehr Achtung für Marie und mehr Sympathie für Sophie; beide wurden mir aber sehr schätzbar, sehr angenehm, und ich bedauerte im Herzen, nicht in Umständen zu sein, um Ansprüche auf eine von ihnen machen zu dürfen. Nichtsdestoweniger genoß ich in ihrer Nähe und jener schönen Gegend sehr angenehme Tage, durfte hoffen auch meinerseits dort willkommen zu sein und brachte daher gewöhnlich die Osterferien und einen Theil der Sommerferien bei ihnen zu. Noch gedenke ich mit Freuden an die Spatziergänge nach Campi und an die schönen Abende, wo wir auf dem Bänkchen vor dem runden Garten sassen, und das gemüthliche, jetzt



würde man es sentimentale nennen, Lied sangen: «Willkommen, o seliger Abend», und andere ähnlicher Art . Es waren aber jetzt wirklich die beiden Frauenzimmer, die mich so oft dahin zogen und mich dort so glücklich machten, wenn sie auch durch ihr Betragen bei mir kein anderes Anrecht als das der Freundschaft begründeten. Ich war wirklich erstaunt, so viel Heiterkeit, so viel Gemüth, so viel Religiosität und geistige Bildung überhaupt bei diesen Bündner Frauenzimmern zu finden, und gewiß gab es bei uns wenig Mädchen, die soviel geistige Vorzüge in sich vereinigten. Ich fühlte lebhaft, wie es kein Unglück, sondern vielmehr ein Glück für Frauenzimmer sei, wenn sie sich nicht zu früh verheirathen, und wie, wenn sie nur gut sind, das um einige Jahre älter werden ihr Herz wie den guten Wein nur besser und edler macht. Wäre ich reich, angesehen, überhaupt in Umständen gewesen, unter denen ich hätte hoffen können, sie glücklich zu machen, so wäre meine Wahl entschieden gewesen. So wagte ich es aber nicht, mich in solcher Beziehung auch nur mit *einem* Worte an sie zu wenden, vertraute aber mein Herz ihrem Bruder Rudolph. Auf eine ausweichende, abschlägige Antwort war ich gefaßt; ich hatte diesen Schritt weniger in der Hoffnung auf einen zu wünschenden Erfolg gethan, als um aus der Ungewißheit heraus zu treten und meinem Gewissen jedenfalls Genüge zu leisten. Für das sogenannte Glück wagt man so vieles in der Welt, dachte ich, und ich sollte für das, was als das höchste Glück des Lebens betrachtet werden kann, nicht einen Korb nach Hause zu bringen wagen? Die Antwort war aber nicht nur abschlägig, sondern auf eine Weise stolz und unziert, wie ich sie nie gewärtig sein konnte, weshalb sie auch alles weitere sittliche Vertrauen zum vermeinten Freunde mit Recht auf immer aus meinem Herzen bannte.

Ich ging zur gewohnten Zeit natürlich nicht mehr nach Baldenstein. Sophie wurde die Braut des Herrn Landvogt von Jecklin<sup>298</sup>, Marie verlobte sich einige Zeit später mit Herrn A. von Planta<sup>299</sup> in Dusch. Beide, in ihrer Ehe sehr glücklich, blieben auch nachher meine sehr geliebten Freundinnen, denen ich durch persönlichen Umgang und Briefwechsel viele schöne Tage und Stunden verdanke. Immer noch zähle ich sie zu meinen besten, achtbarsten und liebsten Freundinnen.

Bevor dieses geschah, erhielt ich aber, von einem kleinen sinnigen Andenken begleitet, folgende Zeilen, die ich zum Beweise der Gesinnung und Bildung meiner Freundinnen hierher setze:

«Warum ich die Feder für Sie, guter Freund, ergreife, weiß ich eigentlich nicht; gewiß ist es, daß ich dadurch weniger gewinne, als wenn eine mündliche Erklärung jedes Mißverständnis zwischen uns gehoben hätte. Ihnen dieses zu geben, warteten wir auf Ihren gewöhnlichen Besuch zu

Ostern. Sie kamen nicht – Sie konnten die verlassen, die nie auch nicht *einen Augenblick* aufgehört haben, Sie innig hochzuachten, recht von Herzen Ihre Freundinnen zu sein – konnten uns in Ihrem Blättchen (siehe unten) einen Vorwurf machen, den Sie, nach der Kenntnis, die Sie von unserem Character haben, nicht erwartet hätten, dem wir widerstehen müssen, um nicht mit dem gemeinen Haufen verdammt zu werden, aus welchem Sie uns so gütig herauszufinden wußten. Ach, sind es denn immer Vorurtheile, die gleichgesinnte, sich als gut kennende Menschen hier trennen? Und wären sie es – ist es nicht oft Pflicht, sie in denen zu schonen, die wir lieben, denen wir mehr schuldig sind als das Opfer eines schönen Gefühles, das für uns nicht verloren geht, weil es uns versagt ist, hier vereinigt zu leben. – Nein, sie geht nicht verloren, die schöne Ueberzeugung, einen Gegenstand gefunden zu haben, der sich die Mühe gab, uns näher kennen zu wollen, der das Edlere in uns, trotz der vielen Mängel, doch sah und seiner Aufmerksamkeit würdigte. O, verkennen Sie das, was Sie zu unserem Freunde machte, nie in uns, auch in Augenblicken nicht, wo wir anders handeln *müssen*, als Sie es erwarteten. Wir sind vielleicht in diesen Momenten Ihrer Freundschaft nicht am unwürdigsten. Bleiben Sie, o, bleiben Sie der Freund, an den wir uns so gern und mit vollem Vertrauen anschließen, an dem wir so gerne festhalten wollen, dessen Andenken uns immer theuer sein wird. – Auch wir zählen wenig Freunde, wollen Sie uns den frohen Glauben nehmen, in Ihnen einen wahren gefunden zu haben? Nein, Sie verlassen uns nicht, ich weiß es, und in diesem Vertrauen nennen auch wir uns Ihre aufrichtigsten Freundinnen

Marie und Sophie. Den 21sten April 1823.»

Das Blättchen, worauf hier angespielt wird, war ein Stammbuchsblättchen mit der schönen Stelle aus Schleiermachers «Monologen», und ich weiß nicht mehr mit welchem Zusatze: «Nach Liebe dürstet manches Menschenherz; es schwebt ihm deutlich vor, wie der geartet müßte sein, mit dem er durch den Tausch des Denkens und Empfindens zur gegenseitigen Bildung und zum erhöhten Bewußtsein sich verbinden, wie die Geliebte, der er sich ganz ergeben und volles Leben bei ihr finden könnte; doch wenn er nicht durch Zufall glücklich im gleichen Kreise des äußeren Lebens, auf gleicher Höhe der Gesellschaft sie entdeckt, so seufzen beide wohl vergeblich im gleichen Wunsch das kurze Leben hin. Denn noch immer fesselt den Menschen ja sein äußerer Stand, die Stelle, die er in jener dürftigen Gemeinschaft nicht sich erringen kann, eine, die ihm ange-

wiesen wird, und fester hält der Mensch an diesen Banden, als an der mütterlichen Erde die Pflanze hängt. Warum? weil sie das höhere, geistige Leben hart bedrücken, um sicherer, wie sie meinen, das niedere zu genießen .»

Die guten Mädchen waren im väterlichen Testamente benachtheiligt und zu sehr der Direction ihrer Brüder überlassen worden, weßwegen ihnen eine äußere Unabhängigkeit, wie ich sie nicht bieten konnte, wünschbar sein mußte, abgesehen von den übrigen Gründen, die bewußt oder weniger bewußt mitwirken mochten. Wie viele Leiden hatte doch die arme Sophie in späteren Jahren zu ertragen, und wie recht hatte sie zu vertrauen, daß ich immer ihr und ihrer Schwester Freund bleiben würde!

### *Nufenen. Familie Hößli*

Nur einen Feldzug eröffnete ich damals noch auf dem Felde der Liebe. Ich kam einmal in die zu jener Zeit durch Kinder und Wohlstand sehr blühende Familie des Herrn Podestat Hößli<sup>300</sup> in Nufenen. Ich hatte Hebels «Allemannische Gedichte»<sup>301</sup> mit und las sie der Familie vor, die dann auch höchst erfreut darüber war. Besonders glänzten dabei die Augen der Cäcilie, welche ganz entzückt war, so Schönes in einer der ihrigen verwandten Sprache zu vernehmen. Diese schöne Begeisterung zündete denn auch eine neue Flamme in meinem Herzen an, die ich nicht verhehlte; allein Cäcilie<sup>302</sup> war, was ich nicht wußte, schon halb oder ganz mit meinem Vetter, dem nachmaligen Obrist La Nicca<sup>303</sup>, verlobt, den sie auch bald darauf heirathete. Daß, wenn dieses Band nicht schon so fest geknüpft gewesen wäre, meine Wünsche leicht in Erfüllung hätten gehen können, erfuhr ich auch von ihr.

So erfolglos blieben also meine Versuche auf dem Felde der Liebe, und dennoch habe ich sie nie bereut und besonders eine eigene Befriedigung darin gefunden, daß mein Herz mich nie auf unwürdige Gegenstände geführt, sondern sich nur Mädchen zugewendet hatte, die sich später als treffliche Frauen erwiesen und mit denen allen ich nachher in sehr wohlwollender und intimer Freundschaft gelebt habe. Es waren nicht äußere Vorzüge, sondern innere Eigenschaften, die meine Sympathie leiteten und ein gutes Zeugnis für den Tact derselben in allen späteren Zeiten ablegten. Auch diese Cäcilie blieb mir eine treue Freundin, und ich wurde später der Pathe einer ihrer Söhne.

## *Unglücksfall*

Eines Unglückes, welches mir um diese Zeit begegnete, erwähne ich nur, weil ich eine große Gnade Gottes dabei zu erkennen und ihm dankbar für dieses zu sein, Ursache hatte. In St. Margreth führte eine sehr steile, acht bis neun Stufen lange Treppe, gerade der Hausthür gegenüber, in den Keller hinunter. Als ich eines Abends heimkam und die Thür geschlossen hatte, ging ich zu weit vorwärts und stürzte kopfüber diese lange Treppe hinunter. Wäre ich auf der einen oder anderen Seite mit dem Kopfe gegen die Mauer gefallen, so wäre der Tod oder vielleicht etwas noch Schlimmeres höchst wahrscheinlich die Folge davon gewesen. Dieß geschah aber, Gott Lob! nicht, und ich kam mit der Verrenkung des Knochens an der rechten Handwurzel davon, die aber leider von dem Doctor nicht erkannt wurde und mir also mein Leben lang blieb, ohne mir jedoch große Unbequemlichkeit zu verursachen.

## *Schleiermacher's Glaubenslehre. Rückkehr zum geistlichen Beruf*

Bei dem Drucke vieler Unterrichtsstunden in der deutschen und italienischen Sprache waren neben den obenerwähnten belletristischen Schriftstellern Schleiermacher's «Reden über die Religion», seine «Monologe» und einzelne Collegienhefte meine besten Stärkungsmittel gewesen. Jetzt erschien seine Glaubenslehre im Drucke, und das war für mich ein bedeutungsvolles Ereignis und eine wahrhaft festliche Erscheinung. Es ist doch etwas anderes, eine solche Disciplin gedruckt im Lehrbuche oder sie nur aus dem Collegienheft zu studiren, und zur Besprechung über dieses so wichtige Collegium hatte ich leider unter den Commilitonen in Berlin keinen Koslovski oder Förster gefunden. Ich verlegte mich nun in Chur darauf, diese Glaubenslehre aus allen Kräften zu studiren, und wie vieles gab es da nicht zu denken, zu reinigen, zurecht zu legen, wenn ich sie mit der von Reinhardt und mit meinem alten Glauben zusammen stellte und nur über Religion, Sünde, Erlösung, Rechtfertigung, Erwählung u.s.w. mit mir auf's Reine kommen wollte. Mit diesem Studium erwachte aber auch der Wunsch, noch Pfarrer zu werden, immer lebendiger und reifte zum wirklichen Entschlusse. Ich suchte die Lücken, die in meinen theologischen Studien geblieben waren, durch Privatstudien einigermaßen auszufüllen, und meldete mich dann wirklich für's Examen pro ministerio vor der Synode 1824 zu Chur. In meinem lateinischen curriculum vitae schilderte ich mehr mein inneres Leben als meine äußeren Verhältnisse,

nur von meiner Tante Engadina und von meinem Großvater sagte ich, wie schon früher erwähnt, mit Rührung und dankbarer Liebe: «Illa mihi mater, hic pater mihi fuit», und auch die verschiedenen Phasen der religiösen Entwicklung und des Ganges meiner Studien stellte ich treu und der Wahrheit gemäß dar. Herr P. Voneschen<sup>304</sup> wollte bemerkt haben, daß seit der Zeit die *curricula vitae* der Candidaten etwas anziehender und gemüthlicher geworden wären, was ich in späterer Zeit wenigstens nicht gefunden habe; denn oft mußte ich bedauern, mit welcher Anmaßung sich auch beschränkte Köpfe herausnahmen, lieblose Urtheile über Gymnasial- und Universitätslehrer zu fällen, und wie wenig sie den Zuhörern in ihr eigenes Innere zu blicken vergönnten.

Meine deutsche Rede war über 1 Cor.1, 30, in welcher ich ebenfalls mit aller Offenheit meine theologischen Ansichten in wichtigen Puncten der Glaubenslehre entwickelte, und wie mir nachher versichert worden, haben beide Abhandlungen einen sehr befriedigenden Eindruck auf Synode und Zuhörer gemacht, wiewohl ich nachher selbst einsah, daß meine Erklärung der Rechtfertigungslehre, an den gewöhnlichen dogmatischen Prüfstein gehalten, in mancher Beziehung nicht ganz stichhaltig sein dürfte. Beide Reden sind in der Sammlung meiner Aufsätze aufbewahrt worden. Auch die mündlichen Prüfungen fielen so aus, daß ich einstimmig in die Synode aufgenommen wurde, während mein Genosse, ein gewisser Candidat Caflisch, das Unglück hatte durchzufallen.

So sah ich denn die früheren Wünsche meiner Jugend nach langen Irrsalen doch in Erfüllung gehen und mußte nur bedauern, diese Freude nicht mehr mit meinen guten Eltern theilen zu können.

### *Haldenstein*

Auch für die practische Wirksamkeit als Geistlicher bot sich mir gleich in dem ersten Jahre eine Gelegenheit dar. Ich erhielt den Ruf, mit einem anderen Colloquialen, dem Pfarrer von Trimmis, Herrn Monsch<sup>305</sup>, Haldenstein zu providiren. Ich predigte einen Sonntag um den andern und hielt dann auch die Kinderlehre; er besorgte dagegen die Casualien und Wochenpredigten und functionirte ebenfalls einen Sonntag um den andern. Dieses gewährte mir eine sehr angenehme und nützliche Abwechslung bei meinen vielen Sprachunterrichtsstunden. Ich predigte mit vielem Vergnügen und aus vollem Herzen, wiewohl manche meiner Haldensteiner nicht eben die eifrigsten Zuhörer zu sein schienen; denn nicht selten begegnete ich, wenn ich hinaus ging, um zu predigen, mehre-

ren von ihnen, die Chur zuwanderten, vermuthlich nur, um ihre ökonomischen Geschäfte da zu besorgen. Besonders unangenehm war mir der Eindruck, den ich am Neujahrstage gleich nach meiner Ankunft bei meiner eigenen festlichen Bewegung von der wohlloblichen Obrigkeit erhielt. Die Herren waren gerade im Wirthshause, meinem Absteigequartier, versammelt, um dem Wirthe, der in jenem Jahre Ammann war, Glück zu wünschen. Einzelne von ihnen hatten ohne Zweifel etwas zu tief in's Schnapsgläschen geguckt und waren weder des Gebrauches ihrer Füße noch ihrer Zunge ganz mächtig. Schon diese Wahrnehmung stimmte in keiner Weise mit der festlichen Rührung überein, die einem jungen Prediger natürlich war, und ebenso wenig befriedigend und erbaulich wollte sich das Gespräch gestalten, das ich herbeizuführen suchte.

### *Herr Freiherr von Salis*

Für das Mittagsessen war ich aber ein für allemal zu dem Freiherrn Joh. Luzius von Salis<sup>306</sup>, dem sogenannten gnädigen Herren, eingeladen, und bei ihm brachte ich denn auch jedesmal einige sehr angenehme Stunden zu. Er war bereits ein achtzigjähriger Mann, dessen Hände und Füße noch starke Spuren von den Schmerzen trugen, die ihm Chiragra und Podagra verursacht hatten. Auch schwere Gemüthsleiden waren über ihn ergangen: seine, wie man sagte, sonst sehr gute und achtbare Frau, die er sehr liebte, war vor zwanzig bis fünf und zwanzig Jahren mit einem französischen Hauptmanne davongegangen. Eine Nichte, die ihm früher auch Verdruß genug gemacht und die er jetzt mit ihren beiden Mädchen wieder bei sich aufgenommen hatte, führte ihm die Haushaltung und that allerdings jetzt ihr Möglichstes, um ihm sein Alter zu erheitern. Er war ein feiner, gebildeter Mann, dabei sehr religiös und in hohem Grade gemüthlich, und was ich früher an Herrn Obrist Fischer in Bern wahrgenommen hatte, wurde mir nun auch an Herrn von Salis anschaulich, daß nämlich auch das Alter seine großen und schönen Vorzüge hat und edle Seelen nur erhebt, nicht wieder beugt.

### *Haldenstein. Chur. Ruf nach Puschlav*

Im Herbste 1824 war der alte Pfarrer von Puschlav, Herr Vulpius<sup>307</sup>, gestorben. Er hatte den dortigen Pfarrdienst zwei und vierzig Jahre, sein Vorgänger, Herr Olgiati<sup>308</sup>, hatte ihn fünf und vierzig Jahre versehen. In

einer so abgelegenen paritätischen Gemeinde, zumal sie italienisch ist, war es nicht leicht, einen Pfarrer zu bekommen, der diese Sprache konnte, und, was man jetzt dort besonders wünschte, für die Erziehung und den Unterricht der Jugend geeignet war. Der Vorstand der Gemeinde wandte sich daher mit der Bitte an Herrn Decan Benedict, einen Mann zu vermitteln, der den Bedürfnissen ihrer Kirche und Schule entsprechen könnte, und er wies sie an mich. Den Italienern traute man ehemals diesseits der Berge nicht viel, und dieses Vorurtheil theilte auch ich im Allgemeinen mit meinen Landsleuten. Von Puschlavern kannte ich nur Pozzi und Tosio<sup>309</sup>, die meine Schüler in der Kantonsschule gewesen waren, und Herrn Podestat Olgiate<sup>310</sup>, den ich einigemal an der Wirthstafel im «Steinbocke» gesprochen hatte. Meine Stelle in Chur aufzugeben, um nach einer Gemeinde zu ziehen, die so weit entfernt lag, in der ich so wenig Personen und die Verhältnisse des dortigen Wirkungskreises ebensowenig kannte, während ich mich auf jeden Fall von Heimath und Freunden losreißen und gemüthlich allein stehen müßte, dieß war ein Entschluß, der auch dem Leichtsinngigsten zu ernstem Nachdenken und reiflicher Ueberlegung Veranlassung bieten konnte.

Präsident des Kirchenrathes in Puschlav war damals Herr Giuseppe di Fr. Samadeni<sup>311</sup>, und was die Persönlichkeit oder der Character eines einzigen Mannes bei wichtigen Angelegenheiten des Lebens vermag, welcher Einfluß ein solcher auf unsere Entschließungen haben kann, erfuhr ich bei dieser Gelegenheit. Der Briefwechsel wurde mit ihm, dem Präsidenten, geführt, und dieser Mann legte einen solchen Eifer für die Religion und für die evangelische Kirche seiner Gemeinde an den Tag, schilderte die Lage und die Bedürfnisse derselben mit so lebhaften Farben und mit solcher Gemüthlichkeit, daß mir diese Stelle kaum anders als die eines Missionärs an den Grenzen des Vaterlandes erscheinen konnte. Damit hatte er mein Herz schon halb für dieselbe gewonnen, und nur die Frage konnte mich noch in meiner Entscheidung schwankend machen, ob ich daselbst wirklich einen wohlthätigeren Wirkungskreis als in Chur, an der Kantonsschule, haben würde. Verglichen mit der Stelle, die ich damals bekleidete, war mir die Sache kaum zweifelhaft. Ich hatte nämlich alle italienischen Classen und zwei deutsche, für die Romanischen also so viele Stunden Sprachunterricht, und nur in dem Falle, daß man mir Stunden zuertheilt hätte, die meinem Geschmacke und meinen Bestrebungen angemessener gewesen wären, hätte sich meine diesfallsige Ueberzeugung anders gestalten können. Ich machte also dem Schulrathe von dem Rufe Anzeige, den ich nach Puschlav erhalten hatte, und zugleich von meinem Entschlusse, ihn anzunehmen, insofern mir nicht einige Unterrichtsstunden in

der Religion und in der Theologie angewiesen würden. Ich gebe zu, daß ich bei weitem nicht alle die Kenntnisse besaß, die für den Unterricht in den theologischen Fächern wünschbar gewesen wären; aber ich darf dennoch glauben, daß ich sowohl diesen als auch den Religionsunterricht mindestens auf eben so anregende und fruchtbare Weise hätte ertheilen können, als er damals von Andern ertheilt wurde. Die Behörde war daher etwas verlegen, und aus dieser Verlegenheit befreiten sie, wie ich später erfuhr, nur Herr Director Hold, dem ich nicht fügsam genug war, und Herr Professor Kind, der meiner Theologie und wohl auch meiner Gelehrsamkeit nicht genug traute. Auf beider Bemühung hin erhielt ich eine sehr kluge, diplomatische Antwort. Sie lautete: [Antwort fehlt]

Ein solches Zeugnis von sich selbst abzulegen, würden wohl auch weit gelehrtere und in jeder Beziehung tüchtigere Professoren Bedenken gehabt haben; ich reichte also mein Entlassungsgesuch ein und sagte den Puschlavern die Annahme ihres Rufes zu, fest entschlossen, wie ich mich auch privatim gegen Herrn Samadeni äußerte, wenigstens sechs Jahre bei ihnen auszuharren, und wenn Puschlav mir auch als halbe Hölle erscheinen sollte. Die einzigen Bedingungen, die ich der Gemeinde stellte, waren:

1. Reduction einiger Amtsfunctionen, z.B. des zweimaligen täglichen öffentlichen Gebetes auf *eines* an jedem Abend oder weniger und der Sonntagsfunctionen auf Predigt und Kinderlehre.

2. Vereinigung der bisher von verschiedenen Lehrern gehaltenen Schulen in *eine* Gemeindsschule.

Als Wunsch fügte ich bei, daß mir eine anständige Amtswohnung gegeben werden möchte, und überließ die Bestimmung des Pfrundgehaltes der Gemeinde selbst.

Es gibt wenig Acte in meinem öffentlichen Leben, auf die ich seitdem mit mehr Befriedigung hätte zurückblicken können; nicht allein, weil die Puschlaver sich meines Vertrauens in dieser Beziehung so würdig bewiesen und die Vorsehung meinen Gang auf ganz unerwartete Weise segnete, sondern auch ganz besonders, weil ich mein diesfallsiges Verfahren nur recht und gut finden konnte.

Auch der Schulrath drückte in seinem Entlassungsschreiben nicht nur Zufriedenheit mit meinen Bestrebungen und Leistungen, sondern auch den Wunsch aus, daß ich, früher oder später, wieder an die Kantonsschule zurückkehren möchte.

Meine letzten Jahre in Chur brachte ich, wie schon früher bemerkt worden, im Hause befreundeter Familien als Miethsman zu, genoß bei



ihnen den Caffeh und zuweilen das Abendbrod, speiste aber zu Mittag im Wirthshause, zuerst im «Freunde», später bei Denz im «Steinbock». Zwei Jahre war ich bei Obrist Gengel in St. Margreth, dessen Frau mir so schätzbar war und später so unglücklich wurde; im letzten bei Herrn Doctor Eblin<sup>312</sup>, meinem engeren Freunde, dessen zahlreiche liebe kleine Familie mir Freude machte, die ihre gute Erziehung besonders einer sehr verständigen und gemüthlichen Mutter verdankte, für die ich große Hochachtung gewann. Als Zeichen unseres guten Vernehmens wurde ich auch mit beiden durch Gevatterschaften verbunden, indem ich Pathenstelle bei Lina Gengel, jetzt Frau von Planta<sup>313</sup>, und bei Carl Eblin<sup>314</sup>, später Doctor Medicinae, vertrat.

Die letzte Zeit meines Aufenthaltes in Chur verwandte ich besonders auf die Ausarbeitung von Kirchengebeten oder einer italienischen Liturgie<sup>315</sup>, wobei ich mich auch der englischen bediente. Die bekannte rhätisch-italienische kannte ich nicht, und sie ist auch sehr selten geworden und allzu beschränkt in ihrem Umfange. Was mir in derselben besonders wohl gefallen hat, ist der erste Wunsch, bei einem Krankenbesuche als Anfangsgebet: «La grazia del Signore sia sopra questa casa e sopra questo nostro confratello in Gesu Cristo.» Dieses Einleitungsgebet habe auch ich adoptirt und nie ohne herzliche Rührung bei meinen Krankenbesuchen ausgesprochen. Meine Arbeit erstreckte sich auf eine Sammlung oder Zusammenstellung von Gebeten für alle vorkommenden Fälle. Die Zürcherische deutsche Liturgie benutzte ich dabei besonders, aber mit einer Freiheit, wie sie wohl nirgends als in Bünden gestattet worden wäre. Viele unter ihnen waren aber auch eigene, so dasjenige für Wahltage und ein allgemeines Gebet an Wochentagen. Beide sind auch in die gegenwärtige Rhätische Liturgie<sup>316</sup>, welche 1829 angefertigt wurde, übergegangen.

### *Abgang von Chur nach Puschlav*

Anfangs Juni verließ ich nun das mir in vielen Beziehungen so lieb gewordene Chur. Fast alle Lehrer und Schüler gaben mir das Geleite bis Thusis, wo in der Krone gemeinschaftlich zu Mittag gespeist wurde. Nicht sowohl die Toaste als die innere Bewegung und der Abschied von so vielen lieben Freunden machten mir diesen Tag zu einem sehr rührenden, und die Thräne glänzte im Auge, und das Herz wollte fast brechen, als geliebte Mitlehrer und Schüler mit herzlichem Händedruck Abschied von mir nahmen. Es war mir wahrlich nöthig, in die reine Luft des Heinzen-

berges hinauf zu kommen und in der Einsamkeit meinen Gefühlen und Gedanken nachhängen zu können, um der Wehmuth loszuwerden, die sich meiner Seele bei diesem Abschiede bemächtigt hatte. Nur einen Tag noch kam ich nach einem zweiwöchentlichen Aufenthalte in der Heimath nach Chur, um von da aus in Gesellschaft von Freunden die Reise nach der Synode anzutreten, die in jenem Jahre in Bruck<sup>317</sup> im Oberengadin gehalten wurde. Ich kam ungern dahin zurück, weil es mir überhaupt unangenehm ist, jemanden wieder zu sehen, von dem ich schon Abschied genommen habe, und nach einem so feierlichen Abschiede vollends mußte mir diese Rückkehr unbehaglich sein.

### *Ponte*

Die Reise nach Ponte oder Bruck machte ich aber mit einem mir sehr lieben Schüler aus dem Münsterthale, Dom. Moggi<sup>318</sup>, der auch wegen Unbilden, die ihm der Director angethan hatte, aus der Schule trat. Ich bedauerte ihn noch mehr in der Folge, wo es sich zeigte, daß diese Unterbrechung seiner Studien in der Kantonsschule, wie ich glaube, ihm so nachtheilig wurde. In Ponte logirte ich bei Frau Bundspräsident von Albertini<sup>319</sup>, deren Mann gerade zum Großen Rath in Chur war. Schon von der Schule her und durch nachherigen vielfältigen Umgang mit ihm ein mir lieber Freund, hatte er mich eingeladen, in seinem Hause zu logiren, in dem mich seine noch nicht lange mit ihm verheirathete junge Frau aufnahm. Es war ein kleines, sehr liebenswürdiges Weibchen, bei der auch schon Herr Vicedecan Andeer<sup>320</sup> eingerückt war, und ich wurde in kurzer Zeit in dem Hause so heimisch, so vergnügt, daß ich wohl nirgends zufriedener hätte sein können.

Es mag eine Schwachheit von mir sein und ist zweifelsohne eine Schwachheit, daß mir viele Leute durch ihren Eindruck, wenn sie mich auch nicht gerade abstoßen, doch eine recht herzliche Annäherung unmöglich machen, während mich andere mit so siegender Gewalt für sich einnehmen, daß ich nicht anders kann, als mich ihnen mit vollem Vertrauen und unwiderstehlichem Wohlwollen anzuschließen. Dieß ist besonders bei Frauen der Fall und trat auch hier ein, und ich freute mich herzlich, wieder eine von ihnen mit so vielem Rechte in mein goldenes Buch eintragen zu können. So nannte ich das freilich nur ideale Buch, in dem die mir schätzbarsten, durch höhere, rein sittliche Sympathie mit ihnen verzeichnet waren. Wir waren als ganz Unbekannte zusammengetreten und schieden nach acht Tagen als aufrichtige Freunde im edelsten

Sinne des Wortes, und ich freuete mich im Voraus, wie manche angenehme Stunden ich auf meinen Hin- und Herreisen von Puschlav bei diesen Freunden würde zubringen können. Denn das ist doch die schönste Würze der Reisen zu Fuß, wie ich die meinigen machte, wenn man bei Freunden vorbeikömmt, bei denen man mit herzlichem Wohlwollen und Zutraulichkeit einkehren und weilen kann. Es wurde mir zur Pflicht gemacht, recht bald zu schreiben, wie es mir in Puschlav, das mir selbst noch so unbekannt war, gehe, eine Pflicht, die mir aber so anziehend wie natürlich erscheinen mußte.

## XII. Poschiavo, 1825 - 1837

### *Reise von Ponte nach Puschlav*

Bei der Synode von Ponte waren auch Herr J. Samadeni und L. Matossi<sup>321</sup> von Puschlav erschienen, theils um da um meine Bestätigung anzuhalten, theils um mir das Geleite auf der Reise zu geben. Herr Decan Benedict wurde nun eingeladen, seinen Besuch in dem ihm so lieb gewordenen Puschlav zu wiederholen und mich daselbst zu installiren, und Herr Decan Truog bot sich an, ihn dahin zu begleiten, was denn auch geschah. Man fuhr Mittwoch Abend bis Pontresina, um den nächsten Tag morgens früh die Reise über Bernina zu Pferde anzutreten. Ich trennte mich aber für jenen Abend von der Gesellschaft, um die Nacht in Cellerina, bei der guten Duonna Mengia Curò zuzubringen, die ich während der Synode nie hatte besuchen können. In aller Frühe des folgenden Tages machte ich mich aber nach Pontresina auf, wo die geistliche und weltliche Ritterschaft sich auch allmählig zur Abreise vorbereitete.

Es war einer der schönsten Sonntage, und der frühe, einsame Morgen-gang hatte mich sehr ernst gestimmt, wußte ich doch kaum, wohin ich kam und zu wem ich kam und was mir alles an einer so kritischen Stelle bevorstand. Die geistliche Cavalcade und die Sorgen und Zufälligkeiten, die mit ihr verbunden waren und nicht selten Anlaß zum Lachen gaben (denn Geistliche sind bekanntlich in der Regel keine der geschicktesten Reiter), zerstreuten bald diese ernstere Stimmung, und die anmuthige Gegend durch die Ebene von Pontresina bis Plattas und die Aussicht auf die herrlichen Gletscher von Rosseig und ihre Fortsetzung gegen Bernina, die besonders in den Stunden von acht bis neun an schönen Sommertagen wie der reinste polirte Stahl glänzen und sich auf der Höhe so fein